

**Die Autorin als Revenant. Sprechakttheoretische und
dekonstruktivistische Autorkonzeptionen in Elfriede Jelineks
Internetroman *Neid. Privatroman***

Im Roman *Der Literaturkongress* des Argentiniers César Aira¹ will ein Schriftsteller, zugleich ein Wissenschaftler, für den die Literatur „das Klonen [...], das Verwandeln“ (LK, 39) ist, das Gehirn von Carlos Fuentes klonen; aber die Wespe, der sogenannte „Klonator“, setzt sich auf dessen Seidenkravatte, und statt der Gehirnzellen des Dichters wird die DNS der Seidenraupe geklont. Also sinniert der Schriftsteller: „Wie sollte dieses arme austauschbare Klonwerkzeug wissen, wo der Mann aufhörte und seine Wäsche anfang! [...] Letzten Endes war es ihr nicht anders ergangen als den am Kongress teilnehmenden Kritikern; die waren auch nicht fähig zu sagen, wo der Mensch aufhörte und wo seine Bücher anfangen“ (LK, 94).

Die Metamorphose oder Transformation vom Autor zum Erzähler erinnert an die Antwort von Axel Bühler auf die Frage, warum in fiktionalen Texten zwischen Autor und Erzähler unterschieden werden müsse: „Der Autor [...] ist jemand, der so tut, als ob er [...] ein Berichterstatter sei. Im Spiel des So-tun-als-ob transformiert er sich auf diese Weise zum Erzähler, das heißt zum fiktiven Berichterstatter.“² Heißt das aber auch: Der Autor ist mit seiner intentionalen Autorität immer im Text anwesend (im Sinne einer Derridaschen logozentrischen Präsenz), er macht – unter Beibehaltung der ursprünglichen Autor-Intention – nur eine allmähliche Transformation zum Erzähler durch? Für Bühler ist die Erkenntnis der kommunikativen Autorabsicht wichtig, und so entspricht dieses So-tun-als-ob bei ihm in gewisser Weise den Als-Ob-Positionen der Sprechakttheoretiker John Searle und Gregory Currie. Aber auch ontologische Fragen sind in diesem Kontext zu stellen, z.B.: Wieviel empirischer Autor steckt noch in der Autor-Transformation, also im Erzähler? Und wie verhält es sich, wenn mehrere Erzähler da sind: Hat sich der Autor dann transformatorisch aufgeteilt? Und zu welchen Anteilen? Tatsächlich fragt eine der Ich-Instanzen in Elfriede Jelineks Internetroman *Neid. Privatroman* einmal: „Könnte ich mich dann nicht wenigstens besser im Text verteilen?“ (5a1) In Bühlers Beispiel strukturbestimmender Interpretation (AR, 73), sind solche erkenntnistheoretischen Fragen vielleicht unnötig; denn nach Simone Winko sieht Bühler Fragen von Identität und Intention nicht als „interpretationsrelevantes Konstrukt“³ an. Um noch mal an Aira anzuschließen: Wenn Literatur „das Klonen“, „das

Verwandeln“ ist, kann man dann überhaupt sagen, „wieviel“ empirischer Autor – „geklont“ – in einem Text steckt und in welcher Weise er „verwandelt“ ist?

Das führt mich hier zu der weitergehenden Frage: Verbürgt sich ein Autor qua Signatur tatsächlich dafür, dass er, im zum Erzähler transformierten Berichterstatter, mit seiner Intention präsent ist, als Instanz von Autorität?

In *Signatur Ereignis Kontext*⁴ bestreitet Derrida in der Auseinandersetzung mit der Sprechakttheorie Austins, dass es die „Selbstgegenwärtigkeit eines totalen Kontextes, Transparenz der Intention, Anwesenheit des Meinens in der absolut einzigartigen Einmaligkeit eines *speech act*“ (SEK, 309) überhaupt geben kann, und zwar aufgrund der wiederholenden und zitathaften Struktur aller Rede (und das heißt auch: aller geschriebenen Texte), also aufgrund der *iterierbaren* Struktur der Derridaschen *Schrift*, bei der, um ihrer Lesbarkeit willen, auch die Unterzeichnung, die Signatur selbst, eine wiederholbare und nachahmbare Struktur haben muss. Wie kann sich die Autorin Jelinek für die stabile Präsenz ihrer Intention qua Signatur verbürgen, wenn eine der Ichinstanzen in *Neid* sagt: „dafür garantiere ich mit meinem Namen [...], der ein Gütesiegel ist, obwohl ich niemals gültig oder gültig gewesen bin“ (4b, 5). Die Wiederholungsstruktur der Signatur selbst bedeutet bei Derrida gerade, dass alle Rede sich „von der gegenwärtigen und einmaligen Intention ihrer Produktion lösen können“ muss (SEK, 313). Ambivalent oszillierend behauptet in *Neid* eine andere Ichinstanz, ihr eigener Name sei wirklich, und wo er draufstehe, da sei sie auch drin (4 b, 6). Ja, der Name steht drauf (auf der Homepage und auf dem Roman), aber „drin“ im Text sind Ichinstanzen wie „E.J.“, „Elfriede“, „die Autorin, ich“, die alle die Signatur gleichsam zitieren und sie so zum Bestandteil des Textes selbst machen. Genau dadurch aber löst sie sich von der Intention der empirischen Autorin ab, so dass die vermeintliche ‚Garantie‘ auf intentionale Präsenz qua Signatur verabsurdiert wird. Aber im spielerisch-verwandelnden Zitieren der Signatur im Text wird die Autorposition zugleich markiert, im Sinne eines Derridaschen Zeichens („marque“), als Derridasche Spur.

An das oben skizzierte Bühlersche So-tun-als-ob fiktionaler Rede anbindend, möchte ich mich nun kurz der sprechaktfundierten Theorie der Fiktion von Searle und Currie zuwenden. In seinem Aufsatz *Der logische Status fiktionaler Rede*⁵ argumentiert Searle dahingehend, dass mit und in fiktionaler Rede keine illokutionären Sprechakte wie z.B. behaupten, beschreiben, berichten etc. vollzogen werden, und zwar genau dann nicht, wenn der Autor die Absicht hat,

einen fiktionalen Text zu schreiben. Die Autorintention als *auctoritas* allein entscheidet darüber, ob ein Text nicht-ernsthaft ist, also einem So-tun-als-ob gehorcht (bei Searle: *pretence*) und damit ein fiktionaler Text ist. Der Autor verbürgt sich also qua Signatur und Intention für die Fiktionalität seines Textes. Der Searlesche Ansatz hat zwei große Nachteile und bleibt hinter diversen literaturwissenschaftlichen Reflexionen insofern zurück, als er zum einen erst gar nicht zwischen Autor und Erzähler unterscheidet und aufgrund seiner spezifischen Argumentation auch nicht zwischen epischen und dramatischen Texten, die damit nicht-ernsthaft, parasitär sind. Bühler betont, dass sowohl Searle als auch Currie darin übereinstimmen, dass fiktionale Texte keine Behauptungen aufstellen (AR, 69). Wenn also die Erzählinstanz in *Neid* sagt: „ich bin nicht ich, ich wüßte ja gar nicht, wer das sein soll, ich, daß ich nicht lache“ (5 b, 24), dann stellt sie nach Searle keine Behauptung auf. Der Autor bzw. Erzähler kann nach Searle nichts behaupten, denn die sogenannte „horizontale Konvention“ fiktionaler Rede unterbricht „die Verbindungen“ von Wort bzw. Satz und Welt (LS, 28). Andererseits gesteht Searle zu, dass es in einem fiktionalen Text auch „echte Bezugnahmen“ gebe, referenzielle nicht-fiktionale Elemente, z.B. geographische Namen wie London. Zu den nicht-fiktionalen Elementen gehören außerdem noch allgemeine Äußerungen von behauptender Kraft wie z.B. der erste Satz von *Anna Karenina*. – Also gilt: „Eine fiktionale Rede braucht nicht vollständig aus fiktionaler Rede zu bestehen“ (LS, 35). Searles Regel, wie man fiktionale von nicht-fiktionaler Rede unterscheidet, besteht dann darin, dass man sich fragen soll, was als Fehler gilt oder gelten muss (LS, 34). Wenn das Ich in *Neid* aber sagt: „Alles, was ich sage, ist falsch, das haben Sie sicher längst bemerkt“ (5a, 64), was machen wir dann? Es ist natürlich nicht alles falsch, nicht die geographischen Angaben und die Ausführungen zum Erzberg, auch nicht die historischen Tatsachen wie z.B. die Erschießung jüdischer Zwangsarbeiter im Zweiten Weltkrieg. Offenbar können wir die Erzählinstanz nicht ganz beim Wort nehmen. Hier verlässt uns auch die sprechaktfundierte Theorie der Fiktion, der es zwar nicht um Wahrheit und Falschheit der Sätze geht (AR, 69), die aber verlangt, dass die LeserInnen ständig zwischen Äußerungen mit behauptender Kraft und ohne solche unterscheiden müssen, was vielleicht unserer Intuition zuwiderläuft. Metaphysisch-dichotomisch basierte Systeme wollen aber auch die plurale Vielfalt von Diskursen und Intertexten in einer Totalität vereinen, ob die vermeintliche fiktionale Sinneinheit nun *Tristram Shandy* oder *Neid. Privatroman* heißt. Wenn die Dekonstruktion als ‚Wesen‘ des fiktionalen Textes seine Unentscheidbarkeit zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion erkennt, dann gilt das auch für *Neid*; sie erkennt, dass die Binäropposition zwischen seinem Innen und dem Außen immer oszilliert, ambivalent bleiben muss, weil gerade durch das

intertextuelle, also entgrenzende, horizontale Beziehungsgeflecht weder eindeutige Sinnzuschreibungen noch ordnende Rekonstruktionen von intra- oder extrareferentieller Art mehr möglich sind, was auch für die Autorposition selbst gilt.

Currie postuliert im Gegensatz zu Searle, dass der Autor sehr wohl einen echten Sprechakt vollzieht, wenn er einen fiktionalen Text schreibt; entscheidend ist dabei aber, dass Currie den Akzent mehr zum Leser verlagert, denn er braucht die Autorintention, weil es ihm um den Aspekt der kommunikativen Funktion fiktionaler Rede geht, die der Leser als vom Autor gewollte erkennen muss, um sich auf dieses So-tun-als-ob-Spiel einzulassen (*make-belief* statt *pretence* wie bei Searle). Der Leser tut also so, als ob er glaubt, dass der Autor Äußerungen vollzogen hat, also lokutionäre Akte, aber eben keine Behauptungen etc., und dass diese Äußerungen einer kommunikativen Funktion unterliegen. Wie bei Searle gibt es „keine Texteigenschaft“ (LS, 30), die einen Text als fiktionalen ausweise, sondern allein die Intention des Autors, einen solchen zu produzieren.

Es gibt aber noch die Gattungsbezeichnung als Quasi-Signatur einer fiktionalen Autor-Intention, eines Sagen-Wollens. Wenn Jelinek *Neid* allerdings den Untertitel „Privatroman“ gibt, stellt sich die Frage, ob „Privatroman“ die Kennzeichnung einer neuen? fiktionalen Gattung ist oder sein soll bzw. kann. Darüber gibt es viele Betrachtungen. Jelinek selbst sagt in *Keine Anweisung, keine Auszahlung, kein Betrag, kein Betrug. (Ein paar Anmerkungen zu „Neid“)*, *Neid* gehöre „in den Computer hinein.“⁶ In *Neid* selbst heißt es: „Laber, laber, laber [...], in einem Buch würde ich das alles wegstreichen, aber hier ist Privatgelände“ (5c, 57) – ironisches Doppelspiel von totaler Öffentlichkeit des Internet und fiktiver Privatheit. Und immer wieder auch spricht die Erzählinstanz von sich als Gespenst (5c, 0) – mögliche Analogie zur Virtualität des Internet, Virtualität, wie Jelinek sagt, „im Sinne der Computerdarstellung eines realen Objekts, also eines Buches aus Papier“⁷ –, und auch in den *Anmerkungen* wird die Gespenster-Ontologie betont: „Aber bitte: nicht ausdrucken [...]. Es soll da sein und verschwinden [...], es soll eine gespensterhafte Erscheinungsform haben“ (A, 3).

Wird mit dem Gespenstsein, dem Untotsein des Erzählers, zugleich der Tod des Autors im Sinne Roland Barthes affirmiert – oder doch eher mit dem ‚Privatroman‘ im Sinne einer Mythenkritik persifliert, z.B. in den intimen-verklausulierten Personen-Anspielungen des Romans? Der Tod des Autors im Netz ist als Mord mit dem Cursor erst herbeizuführen: So

heißt es in *Neid*: „das Kreuzerl dort oben rechts erwischen, und schon bin ich weg [...] und mit mir mein Textkörper, durch den ich leben muss und er durch mich“ (1, 59). Wenn es den „Tod“ des Autors bei der Barthes-Kennerin Jelinek überhaupt gibt, dann scheint er die symbiotische Bezogenheit von Autor und Text bzw. die Auflösung oder ständige Transformation des Autors in seinen Text selbst zu sein (und nicht, wie bei Bühler, in den Erzähler). Aber damit ist vielleicht die Frage Airas, wo der Autor aufhört und der Text anfängt, auch nur verschoben.

Im Hörspiel *Das digital geborene Ich* von Eva Meyer sagt das Ich: „Ich ist sowieso nicht Herr im eigenen Haus, es ist höchstens der Hausmeister, der die Böden des Bodenlosen wischt“⁸ – das immanente Freud-Zitat ist ein Topos bei Jelinek und eine Absage an eine logozentrisch fundierte, also präsenste Intention im Sinne idealisierter Sprechakte als *types*⁹, seien es nun empirische oder fiktionale. Vielleicht hängen ja bei der dekonstruktiven Bedeutungsverschieberin Jelinek das „privat“ in „Privatroman“ und „Privation“ als Mangel oder Fehlen von etwas ironisch zusammen – vielleicht geht es gerade um das Fehlen der starken Präsenz des (intentionalen) Bewusstseins. Im Interview mit Ingo Niermann äußert sich Jelinek zum digitalen Schreiben und sagt in Bezug auf *Neid*: „Wenn ich im Netz veröffentliche, dann gehört der Text mir, und er bleibt mir auch. [...] Diese Mischung von Privatem und Öffentlichem hat mich von Anfang an interessiert“¹⁰. Wenn die Autorin Jelinek meint, im Netz gehöre der Text ihr, dann tut er das tatsächlich insofern, dass sie ihn jederzeit wieder verändern kann, was sie auch getan hat, vergleicht man z.B. die Anfangsfassung (die mir ausgedruckt vorliegt) mit der jetzigen.

Auf die Probleme des autobiographischen Romans bei Philippe Lejeune¹¹ kann ich hier nicht eingehen. Im Hörspiel von Eva Meyer jedenfalls werden Probleme des Autobiographischen in *Neid* anhand der *Autobiographie von Alice B. Toklas* von Gertrude Stein durchgespielt. Dabei wird die Möglichkeit der Autobiographie gänzlich ad absurdum geführt, weil die Autorin mit keinem der Ichs identisch sei, diese „Nichtübereinstimmung“ aber „zirkulieren“ lasse (DI, 19).

Neid spielt dekonstruktiv – als Derridasche Spur – mit den Erzählinstanzen und Gattungen: Neben Roman und Autobiographie ist z.B. das Tagebuch vertreten, und natürlich gibt es eine angekündigte Novelle, die allerdings immer wieder widerrufen wird: Jelinek mixt und sampelt die Gattungen, verschiebt ihre Kontexte und ironisiert sie so, dass sowohl die

Gattungen wie die Erzählerautorität und –intention qua Ambivalenz destabilisiert werden und keinerlei Rückschlüsse auf die empirische Autorin zulassen. Das gilt auch dann, wenn man den Roman unter Genre-Gesichtspunkten betrachten möchte, ihn z.B. als Wirtschaftsroman liest: Während die Adam Smithsche „unsichtbare Hand“ des Marktes diesen vermeintlich gottgleich reguliert, lenkt die auktoriale Erzähl-Göttin in *Neid* nur spielerisch, da sie nur sporadisch-ironisch, wie in einer Versuchsanordnung, aktiv wird. Die Figuren scheinen überhaupt, wie die Ichinstanzen selbst, ein gespenstisches Eigenleben als Revenant zu führen, wenn es z.B. von der Geigenlehrerin Brigitte heißt, sie komme ins Spiel und gehe gleich wieder, werde aber auch immer wiederkehren (1, 5): In Jelineks Gespenster-Ontologie hat der Gattungs- und Diskursmix, haben die Figuren eben keine „Essenz“; sie gehören zu einem intertextuellen, diskursübergreifenden Beziehungsnetz und –gewebe, sind letztlich Phänomene der Oberfläche, ein erkenntnistheoretischer Topos und Modus, der schon früh ihre Abkehr von der metaphysisch-mimetischen Tradition begründete. In den Verschiebungen der semantischen Bedeutung wird eine objektive Bedeutung nur „eingefaltet“¹², was bei Derrida heißt: sie löst sich in der Lektüre auf und formiert sich immer wieder neu – die Bedeutung selbst wird Revenant.

Die alte Identitätslogik von Autor und Erzähler jedenfalls, die in der Sprechakttheorie der Fiktion gilt, wird bei Derrida durch die *Logik des Supplements* ersetzt. In der *Grammatologie* sagt Derrida: „Es hat immer nur [...] substitutive Bedeutungen gegeben [...], zu welchen das Wirkliche nur hinzukam.“¹³ In diesem Sinne sind auch alle vermeintlichen Verweise der Ichinstanzen auf die empirische Autorin wie „Mutterdrache“ (1, 34) oder „Mein geisteskranker Vater“ (1, 30) und vieles andere nur Supplemente, eine Kette unabschließbarer Verweise, markierte Spur.

Die *Logik des Supplements* gilt Derrida auch für den Autor selbst: Auch er kommt zu den Bedeutungen des Textes als differentiellen Verweisen als das Wirkliche hinzu. Wenn es in *Neid* heißt: „Die Hosen runterlassen, Autorin!, jetzt ist es an Ihnen [...]. Wer braucht Sie? Wir haben jetzt was Besseres. Die junge Frau [...]“ (5b, 39), dann wird im imaginären Selbstgespräch oder in fingierter Adresse der Erzählinstanz an die Erzählinstanz „Autorin“ diese zugunsten der fiktiven Figur verabschiedet. Und wenn bei Derrida der Autor von allem supplementiert (also ergänzt und ersetzt) wird, was sich an seine Stelle setzt, so heißt es in *Neid* sogar vom Erzberg: „Er steht hier an meiner Stelle, und daher darf ich fort sein und bleiben“ (2, 6).

Es ist auch Supplement und zugleich Dissemination des Sinns, die Zerstreung „des“ Sinns in alle Winde (entgegen der rationalistischen Einheit), wenn die Ich-Erzählerin behauptet (und die Frage für Searle und Currie wäre, ob mit behauptender oder ohne behauptende Kraft): „niemand kennt meine Worte (niemand bringt sie mir wieder, obwohl ich ihre rechtmäßige Besitzerin bin [...]“ (2, 15). Hier pocht eine Autorin auf ihr literarisches Wort und gibt es zugleich preis.

Nun bleibt noch die Autorintention als kommunikative Funktion zu untersuchen. Alle allgemeinen Äußerungen, alle Adressate an die Instanz des Lesers scheinen in *Neid* der kommunikativen Funktion des Erzählens zu dienen. Currie zufolge entscheidet ja die Autorintention darüber, dass überhaupt der Sprechakt der fiktionalen Kommunikation vollzogen wird (das *make-belief*). Das setzt voraus, dass der Autor seine Intention im Auge behält, philosophisch gewendet, dass sie ihm und er mit ihr präsent ist. Nun wimmelt es aber in *Neid* geradezu von Äußerungen der Ich-Instanz, die an der konstanten Präsenz einer Intention als psychischem Zustand oder als Bewusstseinskorrelat zweifeln lassen. Immer wieder verliert die (wechselnde?) Ichinstanz ihren Faden, wenn sie z.B. sagt, dass sie nicht mehr wisse, was sie habe sagen wollen (1, 20). Der Text scheint eine einzige Abschweifung zu sein, was die Ichinstanz ironisch immer wieder beklagt (4b, 12; 1, 45). Die von wem auch immer ausgehebelte kommunikative Intention wird ebenso ironisch bedauert, denn die Ichinstanz versichert, dass ihr keineswegs egal sei, was sie gerade habe sagen wollen (1, 11). Die Intention gehorcht so einem Paradox des Wollens und des Das-Wollen-nicht-Beherrschen-Könnens, womit ich wieder bei Freud wäre.

In *Positionen* fragt Derrida: „Was ist das Sagen-Wollen? (Was will ich sagen?) [...] Sich selbst riskieren beim Nicht-sagen-Wollen, das heißt in das Spiel einsteigen [...], das bewirkt, daß kein Wort, kein Begriff, keine höhere Aussage von der theologischen Gegenwart eines Mittelpunktes aus die textuelle Bewegung [...] der Differenzen zusammenfaßt und bestimmt“¹⁴. Die empirische Autorin Jelinek lässt ihre diversen Erzählinstanzen gerade nicht eintreten für eine intentionale Gegenwärtigkeit: Die Fragen, Ausweichmanöver, scheinbaren Verhaspelungen – das alles lese ich als Zeichen, dass sie sich nicht verbürgt für die psychischen Prozesse eines kommunikativen Meinens und Sagen-Wollens, wie auch nach Derrida der Autor „nicht mit seiner ganzen augenblicklichen und gegenwärtigen Intention oder Aufmerksamkeit, mit der Fülle seines Meinens“¹⁵ für eine kommunikative Kontinuität eintreten kann. Die „Fülle des Meinens“ nennt Derrida anderswo „das volle Sprechen“¹⁶.

Jelinek aber demonstriert gleichsam oszillierend, dass das Sprechen im Text (oder eher: ihr Sprechen als Text?) kein „volles Sprechen“ ist, sein kann oder sein soll. Die volle Intention ist m.E. der metaphysisch basierten Sprechakttheorie Searles vorbehalten: „Eins dieser wesentlichen Elemente [...] bleibt [...] die bewusste Anwesenheit der Intention des sprechenden Subjekts in der Totalität seines Sprechakts.“¹⁷ Das gilt auch für die kommunikative Intention der sprechaktbasierten Theorie der Fiktion, und damit schließe ich wieder an Gregory Currie bzw. Axel Bühler an, die den stabilen Code der kontinuierlich gesicherten Anwesenheit als Kommunikation, als „semantische Übermittlung des Meinens“¹⁸ postulieren bzw. favorisieren.

So wie nach Derrida „das Sagen-Wollen außer Atem gerät“¹⁹, so wie der Text und der Autor quasi gemeinsam entstehen und deshalb der Text nicht als vom Autor als reinem Ursprung ableitbar ist; so wie sich kein Sinn in zirkulärer Bewegung zurück auf die Identität oder Intention des Autor schließen kann, so kann auch der Leser nur der Bewegung der Sprache folgen, der Verkettung der Signifikanten, deren reiner Ausdruck oder volle Bedeutung immer eine Idealisierung ist. Noch einmal zitiere ich César Aira im *Literaturkongress*: „Auch hier wirkt das Heisenberg-Prinzip: Die Beobachtung verändert den beobachteten Gegenstand.“²⁰

Wie in der Dekonstruktion die Autorintention keineswegs missachtet oder negiert, sondern als nicht durchgängig stabil oder im Text präsent betrachtet wird²¹, so ist vom Tod des Autors zu sprechen für Derrida, der metaphysische Dichotomien ja umkehrt und verschiebt, nicht akzeptabel. Er sieht den Autor „an der Grenze des philosophischen Diskurses“: „Ich sage Grenze und nicht Tod, weil ich an das, was man heutzutage den Tod der Metaphysik zu nennen pflegt, ganz und gar nicht glaube.“²² Man kann den „Tod“ des Autors getrost dazu zählen. Selbst wenn er tot wäre, so wäre er doch – dank der *iterativen* Struktur der *Schrift* – ein Wiedergänger, ein Revenant.

Der fiktionale Text ist keine programmatische Äußerung des Autors, auch wenn in *Neid* im fünften Kapitel eine Jelineksche Poetologie als Bekenntnis zur seriellen Ästhetik, wie ich das hier mit Thomas Rösch nennen möchte²³, entstanden zu sein scheint. Der Sprechakttheoretiker würde sie als nicht-fiktional herauslösen wollen, da er nachweisen würde, dass gerade das mit behauptender Kraft gesagt werde. Ich halte dafür, stattdessen mit dem Begriff des Textgewebes bzw. intertextuellen Geflechts, eines *work in progress* (und das schließt ein, dass es sich transformiert), des Performativen und des Ineinanderfließens von

Gattungen und Diskursen zu operieren. Genau dafür steht ja die Dekonstruktion. In ihr spielt die Transformation insofern eine Rolle, als das sprechende Ich in die Sprache, in den Text, eingeschrieben ist, und das heißt, dass Kategorien wie Subjekt, Selbstidentität und Selbstbewusstsein Funktionen der Sprache sind.

In *Signatur Ereignis Kontext* spielt Derrida die Sache mit dem Tod noch einmal durch, was den Tod des empirischen Autors mit einschließt: Meine „schriftliche Kommunikation“, sagt er, „muß trotz des Verschwindens eines jeden bestimmten Empfängers [...] lesbar bleiben, damit sie als Schrift funktioniert“²⁴: „Und diese Abwesenheit ist keine Modifikation der Anwesenheit, sie ist eine Unterbrechung der Anwesenheit, der „Tod“ oder die Möglichkeit des „Todes“ des Empfängers.“²⁵ Diese Lesbarkeit der *Schrift* kann nicht durch einen Code, ein geschlossenes System von Regeln stillgestellt werden. Denn letzten Endes geht es um die Wirksamkeit von Texten. In der Sprechakttheorie heißt Weiterwirken *Perlokution*, aber sie stellt den Code nicht in Frage.

Wenn die Rede vom Tod des Autors die Aufhebung der Stillstellung einer gottgleichen Autorpräsenz im Text, die Aufhebung der Stillstellung von eindeutiger Bedeutung und kontinuierlicher Intention meint, dann erteilt eine der Ichinstanzen in *Neid* der Einheit der Ichinstanzen in der Trinität eine spielerisch-ironische, aber endgültige Absage: „zwei Personen fehlen mir noch, daß ich Gott bin“ (1, 15).

¹ Aira, César: Der Literaturkongress. Roman. Aus dem Argentinischen von Klaus Laabs, Berlin: Ullstein Buchverlage GmbH 2012. Im Folgenden als Sigle LK.

² Bühler, Axel: Autorabsicht und fiktionale Rede. In: Jannidis, Fotis (Ed.) et al.: Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1999, S. 61-75. Hier: S. 74/75. Im Folgenden als Sigle AR.

³ Winko, Simone: Einführung: Autor und Intention. In: Jannidis, Fotis (Ed.) et al.: Rückkehr des Autors, Tübingen 1999, S. 39-46. Hier: S. 43.

⁴ Derrida, Jacques: Signatur Ereignis Kontext. In: Derrida, J.: Randgänge der Philosophie. Hrsg. von Peter Engelmann, Wien: Passagen-Verlag 1988, S. 291-314. Hier: S. 309. Im Folgenden als Sigle SEK.

⁵ Searle, John R.: Der logische Status fiktionaler Rede. In: Reicher, Maria E. (Hg.): Fiktion, Wahrheit, Wirklichkeit. Philosophische Grundlagen der Literatur-Theorie, Paderborn: Mentis 2007, S. 21-36. Im Folgenden als Sigle LS.

⁶ Jelinek, Elfriede: Keine Anweisung, keine Auszahlung, kein Betrag, kein Betrug. (Ein paar Anmerkungen zu „Neid“). In: www.elfriedejelinek.com: Archiv 2008: Ein paar Anmerkungen zu „Neid“. Zuletzt aufgerufen am 14. April 2013. Im Folgenden als Sigle A.

⁷ Nierrmann, Ingo: Interview mit Elfriede Jelinek. In: www.fiktion.cc, 27.02.2014. Unter „Neues“. Zuletzt aufgerufen am 05.03.2014.

⁸ Meyer, Eva: Das digital geborene Ich. Zu Jelineks „Neid. Privatroman“. Hörspiel. Radio bei Ard.de, 19. 12.2011, 20:03 bis 21:00, Bayern 2. Zitiert nach einem Ausdrucken, den mir Elfriede Jelinek überlassen hat. Im Folgenden als Sigle DI.

-
- ⁹ Vgl. dazu: Lagemann, Jörg; Gloy, Klaus: *Dem Zeichen auf der Spur: Derrida. Eine Einführung*, Aachen: ein-Fach-verlag 1998, S 21.
- ¹⁰ Niermann, Ingo: Interview mit Elfriede Jelinek. In: www.fiktion.cc, 27.02.2014. Unter „Neues“. Zuletzt aufgerufen am 3.3.2014.
- ¹¹ Lejeune, Philippe: *Der autobiographische Pakt*, Frankfurt am Main: edition suhrkamp (Aesthetica) 1994.
- ¹² Zu „pli“, der Falte, bei Derrida vgl.: Derrida, Jacques: *Dissemination*, hg. Von Peter Engelmann. Übersetzt von Hans-Dieter Gondek, Wien, Passagen-Verl., 1995, 290.
- ¹³ Derrida, Jacques, *Grammatologie*. Übersetzt von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1992, S. 274.
- ¹⁴ Derrida, Jacques: *Positionen: Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva et al.*, Graz:Wien: Böhlau 1986, S. 50.
- ¹⁵ Derrida, Jacques: *Ereignis Signatur Kontext*. In: Derrida, Jacques: *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen- Verlag 1988, S. 299.
- ¹⁶ Derrida, Jacques: *Philosophien: Gespräche mit Michel Foucault, Kostas Axelos, Jacques Derrida et al.*, Wien: Edition Passagen 1985, S. 57.
- ¹⁷ Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext*. In: Derrida, J.: *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen-Verlag 1988, S. 306.
- ¹⁸ Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext*. In: Derrida, J.: *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen-Verlag 1988, S. 299.
- ¹⁹ Derrida, Jacques: *Positionen: Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva et al.*, Graz: Wien: Böhlau 1986, S. 49.
- ²⁰ Aira, César: *Der Literaturkongress*, Berlin: Ullstein Buchverlage GmbH 2012, S. 35/36.
- ²¹ Zu „Autor- und Textintention“ vgl. auch: Lagemann, Jörg; Gloy, Klaus: *Dem Zeichen auf der Spur*, Aachen 1998, S. 50: „Die Gegenüberstellung von Textabsicht und widerstreitenden textuellen Kräften wird von Derrida zum Beispiel in der *Grammatologie*, besonders in der großen Rousseau-Dekonstruktion [...] wiederholt explizit formuliert.“ Und in der Fußnote 20) heißt es: „Die Gleichsetzung von Autor- und Textintention ist offenbar für Derrida kein Problem , möglicherweise deshalb, weil im damaligen Diskussionskontext in Frankreich der empirische Autor ohnehin so wenig beachtungswürdig erscheint [...].“
- ²² Derrida, Jacques: *Positionen*, Graz:Wien: Böhlau 1986, S. 37.
- ²³ Rösch, Thomas: *Kunst und Dekonstruktion. Serielle Ästhetik in den Texten von Jacques Derrida*, Wien: Passagen Verlag 2008.
- ²⁴ Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext*. In: Derrida, J.: *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen-Verlag 1988, S. 298.
- ²⁵ Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext*. In: Derrida, J.: *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen-Verlag 1988, S. 298.